

Marie Borell

MediCannabis

Hilfe bei der Krebstherapie

Ratgeber & Erfahrungsbericht

Aus dem Französischen von Anja Schmidtke



Originaltitel: "MédiCannabis. Comment j'ai surmonté mon cancer grâce au cannabis.;"
Copyright © der Originalausgabe by Guy Trédaniel Éditeur, 2015

Alle Rechte vorbehalten.

Außer zum Zwecke kurzer Zitate für Buchrezensionen darf kein Teil dieses Buches ohne schriftliche Genehmigung durch den Verlag nachproduziert, als Daten gespeichert oder in irgendeiner Form oder durch irgendein anderes Medium verwendet bzw. in einer anderen Form der Bindung oder mit einem anderen Titelblatt als dem der Erstveröffentlichung in Umlauf gebracht werden. Auch Wiederverkäufern darf es nicht zu anderen Bedingungen als diesen weitergegeben werden.

Copyright © der deutschen Ausgabe 2019 Verlag "Die Silberschnur" GmbH

ISBN: 978-3-89845-630-2

1. Auflage 2019

Sämtliche Zitate frei übersetzt von Anja Schmidtke

Übersetzung: Anja Schmidtke

Umschlaggestaltung & Satz: XPresentation, Göllesheim; unter Verwendung verschiedener Motive von © WeedPorn und © MoreVector; www.shutterstock.com

Druck: Finidr, s.r.o. Cesky Tesin

Verlag »Die Silberschnur« GmbH · Steinstraße 1 · D-56593 Göllesheim
www.silberschnur.de · E-Mail: info@silberschnur.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
1. Kapitel: Der Tag, an dem ich beschloss, etwas ›illegales‹ zu tun	15
Untersuchungen und kein Ende	18
Von der Praxis ins Krankenhaus	19
Die Diagnose steht	20
Die Stunde der Therapie schlägt	22
Bereit für Tag X	23
Ein langer Tag mit Infusionen	24
Beschwerden über Beschwerden	25
Zweiter Behandlungstermin:	
Eine Entscheidung muss her	28
Die Symptome werden schlimmer	29
Noch mehr Nebenwirkungen	30
Cannabis als Lösung?	32

Unentbehrliche Vorbereitungen	33
Und noch mehr unerwartete positive Wirkungen	34
Keine Schlafmittel, Angstlöser und Schmerzmittel mehr	36
Weder Missbilligung noch Vorwürfe	37
Heute ist alles gut	39
Die Frage nach dem Warum	40
2. Kapitel: “Cannabis, wer bist du?”	43
Eine Pflanze mit vielen Gesichtern	46
Hanffasern	47
Im alten China	48
In der abendländischen Antike	50
In heimischen Gefilden	52
Heilungsrituale	53
Entdeckungen, die alles veränderten	56
Pionierarbeit im Labor	57
Vom Warum zum Wie	59
Unzählige Wirkstoffe	61
Gesamte Pflanze, natürlicher Extrakt oder synthetischer Wirkstoff?	63
Cannabis: eine besonders komplexe Pflanze	65
Gibt es die ideale Art des Konsums?	67
3. Kapitel: Vielversprechende Forschungen	75
Neuroprotektive Wirkung?	78
Krebshemmende Wirkung?	82

Weitere allgemein anerkannte Wirkungen	88
Immer dieselbe Frage – warum?	94
4. Kapitel: Von Land zu Land	99
Deutschland	101
Schweiz	103
Österreich	104
Wie sieht es in anderen europäischen Ländern aus?	105
Auf der anderen Seite des Atlantiks	110
Israel – das Land, wo alles begann	113
Schlusswort	117
Anhang	125
Nebenwirkungen der Chemotherapie	125
Die wichtigsten Verabreichungsmethoden von Cannabis in der Therapeutik	126
Die wichtigsten Cannabinoide und ihre anerkannten Wirkungen	127
Wichtige Studien	129
Nützliche Bücher	130
Informative Websites	131
TV-Dokumentationen	132
Gesetzesartikel über die Verwendung von Cannabis in Frankreich	132
Über die Autorin	135



Einleitung

Ich habe schon immer zu den besonders gesetzestreuen Bürgern gehört. Ich gehe über Zebrastreifen, halte an roten Ampeln und gebe meine Steuererklärung pünktlich ab. Die Gesellschaft hat Regeln, und sie einzuhalten ist wichtig für ein Zusammenleben, bei dem sich alle wohlfühlen. Ganz zu schweigen davon, dass der Gedanke daran, mich über Recht und Gesetz hinwegzusetzen, auch wenn es nur um Lappalien geht, bei mir schwere Schuldgefühle verursacht. 2014 allerdings tat ich monatelang Dinge, die nach dem Gesetz mit einer saftigen Geldstrafe und sogar einer Freiheitsstrafe geahndet werden.

Ich gebe es zu: Ich habe Cannabis konsumiert. Ich tat es, weil ich an Lymphknotenkrebs erkrankt war, gegen den eine aggressive Chemotherapie notwendig war, was bei mir zu schwer erträglichen Nebenwirkungen führte: starke Übelkeit, diffuse Schmerzen, Appetitverlust, Schlaflosigkeit. Die Ärzte verschrieben mir alle möglichen Medikamente, die aber nichts gegen die quälenden Symptome ausrichten konnten.

Mir blieb keine andere Wahl, als mich abzukapseln und mich in eine Welt der Erschöpfung und des Leids zurückzuziehen, von ständigen Ängsten begleitet, die meine Genesung ganz klar nur verlangsamen konnten. Doch dann erinnerte ich mich an Artikel über die wohltuenden Eigenschaften von Cannabis in solchen Situationen. Ich bin seit rund 30 Jahren Journalistin und Autorin im Bereich Gesundheit und Wohlbefinden, war also gut aufgestellt, um an Informationen zu kommen, ihre Glaubwürdigkeit zu beurteilen und sie entsprechend einzuordnen. Und genau das tat ich.

Meine Recherchen ergaben, dass es für meine Erkrankung keine Kontraindikationen gegen den Konsum von Cannabis gab. Also beschaffte ich ihn mir und stellte mir meine ganz persönliche Therapie zusammen. Die Wirkung war unglaublich, ja fast magisch. Sofort verging die Übelkeit, die Schmerzen ließen nach, ich konnte wieder schlafen. Mein Appetit kehrte wieder etwas zurück und Erschöpfung und Angst verschwanden. Ich hörte auf, den Cocktail aus Angstlösern, Schlaf- und Schmerzmitteln zu nehmen, der mir verschrieben worden war und kaum anschlug. Ich hatte das Gefühl, ein schwarzes Loch aus Schmerz, Angst und Erschöpfung zu verlassen und mein inneres Licht wiederzufinden. Befreit von den Symptomen, die mich ans Bett gefesselt hatten, fing ich zwischen zwei Chemotherapiebehandlungen wieder an zu leben. Ich schlief, aß ein bisschen und die Tage vergingen für mich unendlich weniger beschwerlich.

Zu meinem Beruf gehört es, Fragen zu stellen und zu versuchen, Antworten darauf zu finden. Ich habe mich für diese Laufbahn entschieden, weil sie meiner Persönlichkeit entspricht. Ich bin neugierig, liebe es, Neues zu erfahren

und mit neuen Informationen zu arbeiten. Auch während meiner Erkrankung blieb dieser Mechanismus in mir lebendig. Zumindest sobald ich die Nebenwirkungen der Chemotherapie los war. Naturgemäß fragte ich mich, warum tausenden von Patienten ein wirksames, einfaches Mittel verwehrt wird, das auch noch kostengünstiger ist als viele andere verschriebene Medikamente gegen die Nebenwirkungen der Chemotherapie. Sobald ich wieder auf den Beinen war (die Hodgkin-Krankheit gehört zu den am besten therapierbaren Krebsarten), begab ich mich deshalb auf die Suche. Verwundert stellte ich fest, dass der therapeutische Nutzen von Cannabis noch viel weitreichender war. Von zahlreichen Studien weisen die meisten auf eine Besserung der Symptome vieler Erkrankungen hin, darunter Glaukom, Multiple Sklerose und Schmerzsyndrome.

Ich beschloss, meine persönlichen Erfahrungen und die Ergebnisse meiner Nachforschungen öffentlich zu machen. Ganz klar möchte ich an dieser Stelle sagen: Hier soll es nicht um die Frage der Entkriminalisierung oder Legalisierung von Cannabis als Genussmittel gehen. Es ist eine sehr komplexe Thematik, die viele sensible gesellschaftliche Fragen berührt und in verschiedenste Bereiche wie Wirtschaft, Politik und Moral hineinreicht. Meine analytischen Fähigkeiten sind nicht solide genug, um in allen diesen sich miteinander überlagernden und widersprechenden Bereichen meine Meinung abzugeben. Ganz klar möchte ich aber die Frage nach der therapeutischen Nutzung von Cannabis in einem von Medizinern streng kontrollierten Rahmen stellen, denen hoffentlich mehr an den wissenschaftlichen Erkenntnissen und am Wohlbefinden der Patienten gelegen ist als an einer

moralischen oder ideologischen Positionierung, die ich in diesem Kontext eher zweitrangig finde.

Zweifellos bin ich nicht die Einzige, die schon einmal das Gesetz in dieser Weise umgangen hat. Aber ich habe nie einen Hehl daraus gemacht. Ich habe mit Ärzten, Krankenschwestern, Pflegern und Patienten, die ich bei der Chemotherapie kennenlernte, über meine Entscheidung gesprochen. Niemand hat versucht, mich davon abzubringen. Niemand kam mir mit gesetzlichen oder moralischen Einwänden. Als würden sich, wenn es um Schmerz und Leid geht, solche Einwände von vornherein erübrigen. Ich lernte Patienten kennen, die dieselbe Entscheidung getroffen hatten wie ich und denselben Erfolg damit hatten. Ich erfuhr sogar, dass der berühmte amerikanische Paläontologe Stephen Jay Gould, weltweit bekannt für sein Lebenswerk und sein kommunikatives Talent, leidenschaftlicher Verfechter der therapeutischen Nutzung von Cannabis war und ihn selbst verwendete, um die Nebenwirkungen einer aggressiven Chemotherapie ertragen zu können, nachdem bei ihm 1982 ein Peritonealmesotheliom diagnostiziert worden war.

Unter anderem erklärte er: "Nichts ist auch für Optimisten entmutigender als die schweren Nebenwirkungen vieler medizinischer Behandlungen. Wenn die eintreten, verringern sich die Chancen, dass der Erkrankte sich wieder besser fühlt und wieder mehr Lebenslust verspürt, denn die Behandlung kommt ihm schlimmer vor als die Krankheit selbst. Cannabis hat perfekt funktioniert. Ich bin mir sicher, dass er eine große Rolle bei meiner Heilung gespielt hat." Und er kam zu dem Schluss: "Ich begreife einfach nicht – und ich halte mich für jemanden, der sehr vieles begreift –,

wie jemand, der auch nur einigermaßen human ist, Menschen eine so nützliche Substanz mit dem sinnlosen Vorwand verweigern kann, andere würden sie ja zu anderen Zwecken benutzen.“ Stephen Jay Gould überlebte 20 Jahre lang seine Erkrankung, was außergewöhnlich ist für einen Krebs, der nach damaligem Wissensstand lebensgefährlich war und rasch zum Tod führte.

Ich hätte es nicht besser ausdrücken können. Genau in diesem Sinne möchte ich die Frage nach der therapeutischen Nutzung von Cannabis stellen, ein heikles Thema für alle, die in erster Linie ein moralisches Problem daraus machen. Zahllose Argumente sprechen für diese Art der Verwendung dort, wo sie etwas bewirken kann.

Ich lade Sie gerne ein, sie hier einmal kennenzulernen.

1. Kapitel

Der Tag, an dem ich
beschloss, etwas
»Illegales« zu tun







Alles begann Anfang Februar 2014. Eines Morgens wachte ich mit hühnereigroßen Schwellungen am Hals auf. Ich machte mir keine größeren Sorgen. Ich hatte schon einmal so ein Symptom gehabt, das mir auf den ersten Blick ähnlich vorkam. Zwar nicht an derselben Stelle, aber ob die Beulen nun unterm Kiefer oder unterm linken Ohr saßen, schien mir keinen allzu großen Unterschied zu machen. Außerdem war das Problem damals nach ein paar Tagen wieder von selbst verschwunden. Es war eine völlig harmlose, vorübergehende Entzündung der Speicheldrüsen gewesen.

Eine Woche später waren die Schwellungen immer noch da. Sie waren keinen Millimeter kleiner geworden. Schon morgens fühlte ich mich abgeschlagen. Nachmittags hatte ich leichtes Fieber, nachts wachte ich schweißgebadet in nasen Laken auf.

Ich gehe normalerweise nicht bei der kleinsten Erkältung oder bei der ersten Magenverstimmung zum Arzt. Ich vertraue meinem Körper – und meinem Grundwissen über Gesundheit –, dass er kleine Alltagsbeschwerden ganz allein bewältigt. Diesmal allerdings sprang in meinem Kopf eine kleine Alarmglocke an. Mir kam das Ganze gelinde gesagt langsam merkwürdig vor.

Also machte ich einen Termin bei der nächstgelegenen Allgemeinärztin der Stadt, in die ich erst wenige Monate zuvor gezogen war, nachdem ich 30 Jahre lang in Paris gelebt hatte. Bis jetzt hatte ich mir noch nicht die Zeit genommen, mir einen Hausarzt zu suchen. Eine gute Gelegenheit, fand ich, um diese Ärztin aus der Nachbarschaft jetzt zu testen und sie bei Zufriedenheit meiner Krankenkasse als Hausärztin zu melden.



Untersuchungen und kein Ende

Schon beim ersten Termin fand ich sie seriös; sie wechselte sehr feinfühlig und intelligent zwischen aufmerksamem Zuhören, Erklären der verschiedenen Möglichkeiten (ohne hohle Phrasen) und zuversichtlichen Worten. Ich verließ die Praxis mit einem Rezept für einen Bluttest auf verschiedene Keime, die zu geschwollenen Lymphknoten führen konnten, etwa Mononukleose oder Toxoplasmose. Die Analyse ergab normale Werte, bis auf ein paar harmlose inflammatorische Marker, die eindeutig auf die lokale Entzündung zurückzuführen waren, durch die meine Lymphknoten angeschwollen waren. Nichts Auffälliges also.

Der zweite Termin endete mit der Verschreibung einer Ultraschalluntersuchung und einer Computertomographie. Beide Untersuchungen bestätigten die sichtbaren Schwellungen, zeigten aber auch noch weitere auf, die weiter unten und tiefer an der Lymphknotenkette saßen. Jetzt musste man mehr herausfinden. Die Ärztin überwies mich an einen

Hämatologen ins Krankenhaus. Bis dahin hatte ich mir keinerlei Sorgen gemacht. Ich hatte ein gesundheitliches Problem, das ich regeln musste, Punkt! Ich machte mir auch weiter keine Sorgen, als ich zu dem Termin in dem brandneuen, großen Krankenhaus fuhr. Im Aufzug fiel mir auf dem Etagenschild zwar das Wort "Hämatologie-Onkologie" auf, aber ich schenkte ihm keine besondere Beachtung.



Von der Praxis ins Krankenhaus

Mich begrüßte ein junger, vielbeschäftigter Krankenhausarzt in den Vierzigern. Auch wenn er nicht so auf mich eingehen konnte wie die Allgemeinärztin aus meinem Viertel, nahm er sich Zeit, mich eingehend zu befragen, bevor er mich in die nuklearmedizinische Abteilung zur Positronen-Emissions-Tomographie schickte, eine Untersuchung, die ihm zufolge wesentlich "feinere" Bilder ergab als eine einfache Computertomographie. Beim zweiten Termin drei Wochen später dann das Ergebnis der hochpräzisen Bildgebung: "Sie haben tatsächlich entzündete Lymphknoten, Genaueres müssen wir in weiteren Untersuchungen herausfinden." Was für eine Neuigkeit! So viele Untersuchungen, und man war keinen Deut weiter? Mir kam die Zeit nun doch etwas lang vor. Mehr als ein Monat war vergangen, seit ich die ersten Symptome bemerkt hatte, und ich fühlte mich immer abgeschlagener und fiebriger.

"Die einzige Möglichkeit zu erfahren, was in Ihren Lymphknoten vor sich geht, ist, einen zu entfernen, damit wir ihn

analysieren können”, sagte mir der Arzt für Hämatologie und Onkologie. Er gab mir direkt für die Woche darauf einen Termin in der OP. Innerlich murrte ich: “Das hätten die ja auch direkt machen können!” Immerhin nutzte ich die Tage dazwischen noch für einen Kurztrip nach Paris, wo ich ein paar berufliche Termine wahrnahm. Außerdem beschloss ich, meinen Pariser Homöopathen aufzusuchen, zu dem ich seit 30 Jahren absolutes Vertrauen habe. Er ist nicht nur ein hervorragender Arzt, sondern auch ein außergewöhnlich guter, humaner Zuhörer, so dass man sich schon beim Eintreten in seine Praxis besser fühlt. Ich war immer beruhigt und erleichtert wieder hinausgegangen. Doch an diesem grauen, regnerischen Märztag war es nicht so. Er sagte, alles sei möglich, und die einzige Möglichkeit, Klarheit zu bekommen, sei es, einen dieser verflixten Lymphknoten zu analysieren. Also auch er. Erschöpft und deprimiert kehrte ich von der Reise zurück. Zwischen zwei Terminen hatte ich mich schlafen gelegt, unfähig, etwas anderes zu tun. Ich hatte Besorgnis in den Augen meiner Kinder gesehen, was mich beunruhigt hatte. Und der Arzt, auf den ich gezählt hatte, um mich aufzumuntern, war sehr zurückhaltend gewesen. Aber es musste weitergehen.



Die Diagnose steht

In der Woche darauf wurde ein Lymphknoten aus meinem Hals operiert. Etwa 12 Tage später war das Ergebnis da: “Hodgkin-Krankheit, Stadium II mit ungünstigen Faktoren”. Lymphknotenkrebs, recht häufig bei jüngeren Menschen,

mit der größten Häufigkeit bei Menschen um die 30 Jahre. Ich musste schmunzeln. Mit 61 hatte ich eine Jugenderkrankung! Der Onkologe versicherte mir, die Therapie sei sehr wirksam, was mir auch mein Homöopath und ein befreundeter Arzt bestätigten, die ich um Rat fragte. Letztere empfahlen mir außerdem ergänzende natürliche Behandlungsmethoden, um meinem Körper zu helfen, mit etwas fertig zu werden, um das ich nicht herumkommen würde: der Chemotherapie. Der Begriff hat etwas Grausiges, vor allem wenn man von Schwerkranken hört, denen diese Tortur noch zugemutet wird, ohne dass die geringste Heilungschance besteht, allein mit dem Ziel, den Tod auf Kosten von furchtbarem Leid noch etwas hinauszuzögern. Aber so weit war ich noch nicht. Funde im Internet beruhigten mich: Ich würde zwar vier Monate Chemotherapie, gefolgt von einer Strahlentherapie, hinter mich bringen müssen, aber die Heilungschancen lagen bei 90 Prozent. Grund genug also, den Kampf ohne allzu viel Besorgnis aufzunehmen. Ich habe ein eher positives Naturell und sehe das Glas lieber halb voll als halb leer. Diesmal war es gut gefüllt! Kein Grund, sich übermäßig Sorgen zu machen.

Der Begriff "Krebs" ist emotional sehr stark aufgeladen. Er schürt mitunter unverhältnismäßig große Ängste, je nachdem, um welchen Krebs es sich handelt. Denn es gibt eine Vielzahl von Krebszellen, manche sehr aggressiv, andere weniger. Aber wenn man mit der Diagnose konfrontiert wird, löst das Wort meist einen tiefen, überwältigenden Schock aus, der mit einer Angst verbunden ist, die wir alle in uns tragen und die nach Sigmund Freud die Grundlage aller anderen Ängste ist und diese nährt: Todesangst. Glücklicherweise

beruhigten mich die Informationen, die ich von befreundeten Ärzten und online in den sozialen Netzwerken erhalten hatte. Das ermöglichte es mir, dieser Panik nicht nachzugeben, die Menschen, die diese brutale Nachricht erhalten haben, so oft schildern.



Die Stunde der Therapie schlägt

Mein erster Chemo-Termin stand fest: der 1. April. Witzelnd sagte ich allen, die es hören wollten: “Das ist kein Aprilscherz!” Ich, die im Laufe ihres Lebens praktisch alle Diäten unter der Sonne ausprobiert und zig Kilo abgenommen und (meist noch mit einem leichten Plus) wieder zugenommen hatte, fand, die Therapie sei eine gute Gelegenheit, um der Waage eins auszuwischen. Wahrscheinlich würde ich abnehmen. Mir würden die Haare ausfallen? Selbst das amüsierte mich. Ich würde eine Glatze bekommen, eine komische Erfahrung, die ich ganz bestimmt nicht unter irgendeiner Perücke verstecken wollte. Ich würde die Reaktionen in meinem Umfeld, in meiner Familie, aber auch auf der Straße, auf der Post oder im Supermarkt direkt mitbekommen. Interessant.

Ich wurde für lange Zeit krankgeschrieben. Eine Situation, die nicht ganz einfach zu handhaben war, wenn man einen Job hat wie ich: In Frankreich sind Autoren weder Angestellte noch Selbstständige. Eine “Sonderstellung” aus Sicht der Behörden. Kein Arbeitgeber übernahm die Differenz zwischen meinem üblichen Einkommen und den dürftigen

Leistungen der Krankenkasse. Aber all das traf sich ganz gut: Ich hatte etwas Geld zur Seite gelegt und außerdem gerade ein neues Buch fertig geschrieben. Den Verlegern, mit denen ich laufende Verträge hatte, sagte ich Bescheid, dass ich die Abgabetermine für das Manuskript verschieben musste. Alle zeigten sich sehr verständnisvoll.



Bereit für Tag X

Ein paar Tage vor dem ersten Chemotherapietermin wurde mir ein Portkatheter (kurz: Port) gelegt. Dabei handelt es sich um eine kleine, runde Vorrichtung von etwa zwei Zentimetern Durchmesser, befestigt an einem dünnen, etwa 20 Zentimeter langen Schlauch, der tief in eine Vene eingeführt wird. Das Ganze wird am Brustkorb unter die Haut implantiert, damit nicht für jede Infusion neu punktiert werden muss. Die Infusion wird einfach an diese Apparatur angeschlossen. Es war ein seltsames Gefühl, dieses Alien in meinem Organismus. Sehr störend. Aber innerhalb von 48 Stunden hatte ich es in mein Körperschema integriert. Ich war bereit für Tag X. Eine Freundin hatte sich angeboten, mich zu meinem ersten Termin zu begleiten, eine Cousine, mich zu besuchen und etwas für uns beide zu kochen. Der Ablaufplan stand.

An Tag X fühlte ich mich vollkommen entspannt. Weder besorgt noch ängstlich. Wissend, dass das alles kein Spaß sein würde, aber überzeugt, dass mein Leben zwei oder drei Tage nach dem Termin wieder normal sein würde. Übelkeit?

Der Arzt hatte davon gesprochen. Er hatte mir Antiemetika verschrieben, die ich vier Tage nach der Infusion nehmen sollte. Alles schien gut geplant. Außerdem wusste ich, was Übelkeit war. Bei jeder meiner drei Schwangerschaften hatte ich die ersten Monate über der Toilette gehangen. Schlimmer konnte es gar nicht kommen. Der Onkologe hatte auch noch eine Zusatzbehandlung angesprochen, bei der aber ein Schmerzzisiko bestand. Die chemotherapeutischen Substanzen, die die Immunzellen angreifen, konnten auch meine weißen Blutkörperchen dezimieren, kleine Immunkämpfer, die im Blut Wache stehen, um Eindringlinge zu verfolgen und zu neutralisieren. Damit ihre Anzahl nicht zu stark verringert wurde, musste die Produktion dieser Zellen im Knochenmark angeregt werden. Eine Spritze einen Tag nach der Chemo würde diesen heiklen Job erledigen. "Es könnte sein, dass Sie leichte Rückenschmerzen davon bekommen", sagte der Onkologe, "aber das lässt sich mit ein bisschen Paracetamol leicht abstellen."



Ein langer Tag mit Infusionen

Ich fand mich allein in einem kleinen Raum in einem sehr bequemen medizinischen Sessel wieder, mit einer Infusion, die mir in den Brustbereich implantiert worden war. Alles war bereit für acht bis neun Stunden Infusionen. So ein Tag ist lang. Deshalb hatte ich mir ein paar Zeitschriften, ein Buch und meinen Laptop mitgebracht, auf den ich einige Filme geladen hatte. Außerdem hatte ich

mir eine Packung Kekse und eine Flasche Cola in Reichweite gestellt, die ja gut gegen Übelkeit sein soll. Ich war startklar, wie ein treuer kleiner Soldat, bereit, in die Schlacht zu ziehen: Marschgepäck geprüft, Waffen gesäubert, Munition abgezählt.

Eine Stunde reihte sich an die andere, mit ihnen die Infusionsbeutel. Einige waren mit einer glasklaren, wasserähnlichen Flüssigkeit gefüllt und leerten sich recht schnell. Andere enthielten eine dunkelrote Flüssigkeit und schienen nur sehr langsam abzufließen. Ich hatte keine Lust auf Kekse, auch nicht auf das Krankenhaussessen, das mir mittags serviert wurde. Der Appetit war mir vergangen. Mir war etwas schlecht, und ich war leicht müde. Aber nichts Unerträgliches. Ich versuchte, zu lesen oder einen Film zu gucken, aber es fiel mir sehr schwer, mich lange zu konzentrieren. Also begnügte ich mich damit, mich einfach vom Fernsehen beriebseln zu lassen. Der Tag zog sich langweilig dahin, denn es gestaltete sich schwierig, sich mit dem Infusionsbeutel überhaupt irgendwohin zu bewegen. Schon der Gang auf die Toilette verlangte eine riskante Akrobatik. Wohlweislich blieb ich deshalb in meinem Sessel sitzen, bis die Krankenschwester mich von der letzten Infusion befreite.



Beschwerden über Beschwerden

Ich war sehr erleichtert, wieder nach Hause fahren zu können. Doch kaum angekommen, musste ich mich auch schon auf die Couch legen, weil mich eine schleichende

Müdigkeit überfiel. Ich brachte es nicht fertig, das Essen anzurühren, das meine Cousine für mich gekocht hatte, obwohl sie eine hervorragende Köchin ist und extra etwas zubereitet hatte, das ich besonders gerne mochte. Eine Stunde später musste ich mich schlafen legen. Die Übelkeit begann sich langsam auszubreiten. Zum Glück hatte ich daran gedacht, mir für diesen Fall eine Schüssel zu kaufen und sie neben mein Bett zu stellen, übrigens in der Farbe meines Zimmers. Man kann ja durchaus krank sein und trotzdem sensibel für ästhetische Details der Umgebung bleiben!

In diesem Moment begann eine Nacht, an die ich mich noch lange erinnern werde. Trotz der Müdigkeit konnte ich kein Auge zutun. Seit dem Vortag hatte ich nichts gegessen (ich frühstücke nie und hatte tagsüber nichts herunterbekommen), und jetzt drehte sich in heftigen Krämpfen mein leerer Magen um, wie um die chemischen Stoffe auszustoßen, von denen meine Krebszellen angegriffen wurden. Man müsste ein anderes Wort erfinden, um diese Verteidigungsreaktion des Organismus gegen die aggressiven Medikamente zu beschreiben. Bei Übelkeit und Erbrechen denkt man automatisch an Verstopfung, Vergiftung oder Infektionen. Damit versucht der Körper, Belastendes wie zu viel Nahrung, Alkohol oder Keime wieder loszuwerden. Sobald ihm das gelungen ist, geht die Übelkeit zurück und hört dann ganz auf. Aber hier hat dieser Reflex keine Wirkung. Keinen Ausgang. Keine Grenze.

Am Tag darauf begann ich ein heftiges Brennen im gesamten Verdauungstrakt zu spüren, das mit starken Blähungen einherging. Ich fühlte wie mich wie ein Luftballon

und hatte das unbändige Verlangen, ein Loch hineinzustechen, damit diese Gasansammlung entweichen konnte, so wie es früher die Bauern mit kranken Kühen gemacht haben, die sie von Gasen befreiten, indem sie eine Öffnung zwischen zwei Rippen schnitten. Noch dazu kam eine hartnäckige Verstopfung. Die Krise dauerte eine ganze Woche, ohne Unterbrechung. Kurz darauf gesellten sich noch die Knochenschmerzen dazu, von denen der Arzt gesprochen hatte. Sie waren nicht sehr intensiv, aber immer präsent. Es war ein ungreifbarer, andauernder Schmerz, der hin und her wanderte, so dass es unmöglich war, ihn genau zu lokalisieren. Ein bisschen wie die Wachstumsschmerzen, die man als Teenager hat, aber um ein Vielfaches intensiver.

Der Onkologe hatte mich vorgewarnt: Bei der Therapie der Hodgkin-Krankheit sind die Chemotherapiebehandlungen kurz hintereinander angesetzt, nämlich alle zwei Wochen, während das Intervall bei allen anderen Krebserkrankungen bei drei, vier oder sogar sechs Wochen liegt. Ich hatte mir gesagt: "Ist doch super, dann ist die Behandlung kürzer." Ich wusste nicht, wie schwer mein Leben dadurch werden würde. Denn zehn Tage konnte ich mein Bett nicht mehr verlassen. An den folgenden zwei oder drei Tagen ging die Übelkeit langsam zurück, aber ich war völlig fertig und konnte weiterhin weder essen noch schlafen. Am 14. Tag hatte ich einen Labortermin zur Blutanalyse, dann am 15. einen neuen Behandlungstermin. Ich fuhr im Zustand völliger Erschöpfung hin, in dem Gefühl, dass ich keine Atempause, keine Ruhe, keine Erholung gehabt hatte.



Zweiter Behandlungstermin: Eine Entscheidung muss her

Bei meiner Ankunft kam der Onkologe kurz zu mir. Ich saß bereits in meinem Foltersessel. Zuvorkommend fragte er mich, ob alles in Ordnung sei, und als ich ihm gequält lächelnd mein Leid klagte, meinte er: “Das ist alles ganz normal.” Er erklärte mir, dass manche die Behandlung besser vertragen als andere, dass manche weiterarbeiten, während andere komplett außer Gefecht gesetzt werden, ohne dass man weiß, warum. Wahrscheinlich spielte das Alter auch eine Rolle. Ganz offensichtlich zählte ich zur zweiten Kategorie. Ich war leicht eingeschnappt, ich, die sich rühmt, nicht wehleidig zu sein und eine gute körperliche Widerstandskraft zu haben. Aber diesmal konnte ich nicht kämpfen.

Eine halbe Stunde später kam der Arzt mit einem langen Rezept wieder, auf dem Angstlöser, Schlafmittel, Schmerzmittel, Medikamente zum Schutz des Magens und was weiß ich noch alles standen. Ich rebellierte: “Muss ich das alles wirklich nehmen? Mein Körper bekommt doch schon so viel in der Behandlung, da kann er doch nicht noch mehr Wirkstoffe verkraften!” Der Arzt antwortete einfach: “Sie werden es ja sehen.”



Die Symptome werden schlimmer

Noch bevor mir die Krankenschwester die Infusion an den Katheter anschloss, wurde ich von Übelkeit überwältigt. Als hätte mein Körper bereits den Zusammenhang zwischen dem Kontext (Krankenhaus, Sessel, Infusion und so weiter) und den kommenden Strapazen erkannt. Als würde er vorpreschen und seinen Widerstand gegen diese Medikamentenattacke erklären. Ich erinnerte mich an die Empfehlung der berühmten Psychoanalytikerin Françoise Dolto, mit dem Körper zu sprechen, die Organe zu ermutigen. Ich tat es, ohne dass meine Beschwerden dadurch wirklich gelindert wurden. Die Aggression war einfach zu machtvoll. Erschöpft von zwei Wochen ohne Essen und Schlaf fiel es mir schwer, alle zehn Minuten aufzustehen, um zur Toilette zu gehen und dort zu versuchen, meinen Magen zu entleeren. Deshalb bat ich die Krankenschwester, mir einen Behälter zu bringen. Regelmäßig erbrach ich einige Esslöffel weißlichen, bitteren Schaum hinein. Es war alles, was mein Verdauungssystem noch hergab.

Nach dem zweiten Tag mit Infusionen wankte ich nach Hause und wünschte mir nur noch eines: mich in meinem Bett zu verkriechen. Rückblickend denke ich, dass ich auf die Krankheit und die Therapie wie eine Katze reagiert habe, die sich unter einem Strauch oder einem Schrank versteckt, um ihre Wunden zu lecken, und erst dann wieder hervorkommt, wenn ihr Leid gelindert ist. Ich wollte niemanden sehen. Schon der Gang zur Couch war mühsam: zu viel Licht, zu viel Raum. Ich brauchte mein Bett, mein Zimmer mit

geschlossenen Fensterläden, meine Höhle. Das Erbrechen fing wieder an, noch stärker als nach der ersten Behandlung. Diesmal hatte ich keine Blähungen, das Brennen im Verdauungstrakt war weniger stark, aber die Müdigkeit wurde immer größer. Ich testete einige der verschriebenen Medikamente, vor allem welche gegen Schlaflosigkeit, aber nichts davon half.



Noch mehr Nebenwirkungen

Eines Morgens bemerkte ich beim Aufwachen Haarbüschel auf meinem Kopfkissen. Ich dachte: "Es ist so weit!" Statt abzuwarten, bis ich den Rest meines Haares verlor, beschloss ich, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Ich wollte nicht tagelang zusehen, wie ich allmählich eine Glatze bekam und aussah wie ein Vogeljunges, das aus dem Nest gefallen war. Also rasierte ich mir den Schädel. Der Effekt war brutal, aber es machte mir nicht allzu viel aus.

Ein paar Tage später, als ich versuchte aufzustehen, um ins Bad zu gehen, fühlte ich, wie von den Füßen bis zum Kopf eine kalte Welle in mir hochstieg, begleitet von Schwindel und einem undefinierbaren Nebel. Zuerst hielt ich mich an einem Möbelstück fest, dann setzte ich mich ohne Umschweife auf den Boden, um nicht hinzufallen. Ich wartete ein paar Minuten, dann versuchte ich, wieder aufzustehen. Dieselbe Reaktion. Auf allen Vieren gelangte ich zurück ins Bett und legte mich hin, um die Krise vorübergehen zu lassen. Eine Stunde später ein neuer Versuch. Und wieder dasselbe Gefühl ... Ich schaffte es nicht mehr, mich auf den

Beinen zu halten. Da die Symptome nicht nachließen, kontaktierte ich am Tag darauf meine Allgemeinärztin, die sofort vorbeikam und mir erklärte, dass es sich um ein Symptom des Herz-Kreislauf-Systems handelte. Sie fügte hinzu, ich müsse unverzüglich einen Kardiologen aufsuchen, da die Therapie sich auf das Herz auswirken konnte. Auch meine kribbelnden Fingerspitzen wiesen auf dieses Risiko hin. Erfreulicherweise stellte der Kardiologe fest, dass mein Herz in Bestform war. Es handelte sich um eine "orthostatische Hypotonie", für die er mir weitere Medikamente verschrieb.

Ich fühlte mich immer schlechter, überall von Beschwerden heimgesucht, die mit der Krebstherapie einhergingen. Ängstlich sah ich dem nächsten Termin entgegen. Zum Glück hatte ich keinen Zweifel am Ausgang der Behandlung. Eine Art "Köhlerglaube". Ich war mir sicher, dass ich geheilt werden würde. Was für ein Glück! Aber der Weg bis dahin erschien mir gerade unüberwindbar. Ich erbrach mich immer häufiger, die Schmerzen gingen nicht mehr weg, von Tag zu Tag wurde ich schwächer. Die Schlafmittel schlugen überhaupt nicht an, ich konnte weiter nicht schlafen. Ich döste höchstens ein paar Minuten ein und schrak jäh wieder auf, als würde eine kleine Alarmanlage in meinem Kopf mir befehlen, rund um die Uhr wach zu bleiben. Warum? Noch heute weiß ich keine Antwort darauf. Wahrscheinlich war es eine Art mentaler Schutzreflex, auf den ich aber auch gut hätte verzichten können. Ich wusste nicht, wie ich die nächsten vier Monate in diesem Zustand ertragen sollte, der sich in den kommenden Wochen ganz sicher noch verschlimmern würde.

Ich musste eine Lösung finden.



Cannabis als Lösung?

An diesem Punkt fielen mir einige Artikel wieder ein, auf die ich in den letzten Monaten gestoßen war und in denen es darum ging, dass manche Krebspatienten gegen ihre Beschwerden Cannabis verwenden. Die Vorstellung machte mir keine Angst. Ich komme aus einer Generation, die in den 1970er Jahren einige Erfahrungen mit solchen Substanzen gemacht hat. Während meines Studiums hatte ich wie die meisten meiner Freunde ein paar Versuche damit unternommen. Zu regelmäßigem Konsum führte das bei mir aber nicht, weil es mir nicht besonders gefiel. Aber es entsprach eben dem damaligen Zeitgeist. Gegen Ende der 1970er Jahre verließ ich die Mittelmeerküste, um nach Paris zu ziehen. Die meisten meiner neuen Freunde dort waren Künstler: Schauspieler, Musiker, Maler. Manchmal war “Gras” bei unseren Partys mit dabei, ab und an probierte ich es, weil die anderen es auch taten. Ich glaube, es war für uns ein Weg, uns “anders” zu fühlen, uns von der Welt unserer Eltern und der Gesellschaft abzusetzen, die sie geschaffen hatten. Die übliche Illusion der Jugend eben. Eines war sicher: Jetzt wieder zu der illegalen Substanz zu greifen, machte mir keine Angst, nicht mehr als die Gesetzesübertretung, die das bedeutete. Genauso wenig schreckte mich das Abhängigkeitsrisiko, denn seit meiner ersten Schwangerschaft 1982 hatte ich keinen Joint mehr angerührt, ohne dass mich das irgendwelche Mühe gekostet hätte.



Unentbehrliche Vorbereitungen

Trotzdem machte ich mich vor der Umsetzung meiner Idee mit dem bisschen Energie, was ich noch hatte, erst einmal online auf die Suche nach Informationen. Schon bald stieß ich auf interessante Artikel, aus denen hervorging, dass es bei meiner Erkrankung weder ein medizinisches Risiko noch eine Kontraindikation gab. Ich erfuhr sogar, dass sich seriöse wissenschaftliche Publikationen mit den positiven Wirkungen der Substanz beschäftigten und ihre Nutzung in anderen Ländern offizielle Praxis war (worauf ich in späteren Kapiteln genauer eingehen werde). Nach einigen Telefonaten mit befreundeten Ärzten war ich schließlich überzeugt. Ich war bereit.

Aber wie sollte ich überhaupt an Cannabis kommen? In meinem Alter und Zustand konnte ich mir nicht wirklich vorstellen, auf der Suche nach verbotenen Produkten durch gewisse Stadtviertel oder versteckte Gassen in der Innenstadt zu streifen. Zum Glück hatte ich einige Freunde mit Kindern in den Dreißigern, von denen bestimmt einer wusste, wo man das Gewünschte bekommen konnte. Und so war es dann auch. Kurz darauf hielt ich im Tausch gegen einen Fünzfziger ein Tütchen mit der getrockneten Pflanze in der Hand. Jetzt musste ich mir nur noch Zigarettenpapier und eine Packung Zigaretten besorgen, und es konnte losgehen. Wie man sich einen Joint zwischen den Fingern dreht, wusste ich noch.

Bei der Rückkehr von meiner dritten Chemotherapiebehandlung erwartete mich mein Rüstzeug schon auf dem

Nachttisch. Ich geriet immer mehr ins Taumeln, die Übelkeit nahm zu. Die Vorstellung, mir irgendetwas an die Lippen zu führen, egal was es war, begeisterte mich nicht gerade, aber ich sagte mir, dass ich es zumindest versuchen musste. Also mischte ich ein paar Prisen Gras mit etwas Tabak (insgesamt etwa die Menge einer Viertelzigarette) und drehte mir einen ganz kleinen Joint, um die Wirkung des Produktes zu testen. Ich legte mich so bequem wie möglich hin, Schüssel in Reichweite, und tat meinen ersten Zug. In den folgenden zwei oder drei Minuten merkte ich, wie die Übelkeit urplötzlich abebbte, wie eine Welle, die sich vom Strand zurückzieht. Ich wagte es kaum zu glauben. Als ich mit dem Rauchen fertig war, fühlte ich mich viel besser. "Das ist alles in deinem Kopf", dachte ich. Das Ganze kam mir dann doch ein bisschen zu "magisch" vor. Ich war überzeugt, es hier mit Autosuggestion zu tun zu haben und dass die Beschwerden rasch zurückkommen würden. Aber dem war nicht so.



Und noch mehr unerwartete positive Wirkungen

Fasziniert, dass Übelkeit und Erbrechen plötzlich weg waren, fielen mir die weiteren Wirkungen der Substanz nicht sofort auf. Ich träumte ruhig vor mich hin und genoss eine innere Ruhe, die ich seit Wochen nicht mehr gekannt hatte. Langsam schlummerte ich ein. Zwei Stunden lang schlief ich tief und fest. Noch ein Wunder. Aufkommende Übelkeit weckte mich wieder. Ich fand, dass ich die Zügel selbst in die

Hand nehmen musste, bevor die Beschwerden wieder anfangen. Gleichzeitig war das ein Test: Bei einem Mal konnte es sich ja noch um einen Zufall handeln, aber bei mehreren Malen konnte man schon von einer objektiven Wirkung sprechen. Also drehte ich mir einen weiteren (ganz kleinen) Joint und rauchte ihn. Das Unwohlsein ging zurück, wieder schief ich für mehrere Stunden ein. Beim Aufwachen hatte ich zwar keinen Hunger, aber zumindest den Wunsch, etwas zu essen. Seit meine Behandlung begonnen hatte, brachte meine Cousine mir regelmäßig Essen vorbei, das sie ein paar Stunden später wieder mitnahm, ohne dass ich es angerührt hatte. An diesem Abend aß ich mit Vergnügen ein paar Löffel Couscous mit Kräutern, ohne irgendeinen Würgereiz zu verspüren.

Den restlichen Abend verbrachte ich mit Fernsehen, ohne wirklich auf die Bilder zu achten, die an meinen Augen vorbeiflimmerten. Ich fühlte mich ruhig und friedlich. Es kam mir vor, als hätte die Zeit sich grundlegend verändert. Statt sich unerträglich langsam und zäh dahinzuziehen, plätscherte sie jetzt angenehm sanft vor sich hin. Ich schielte nicht mehr auf die Ziffern meines Weckers auf dem Nachttisch in der Hoffnung, mit jeder Minute würde auch etwas von meinem Elend vergehen. Als der Schlaf wieder anklopfte, ließ ich mich einfach hineinfallen. Das Warten auf die Schlaflosigkeit, das mich sonst immer plagte, wenn der Tag zu Ende ging, blieb aus. Mir fielen die Augen zu, ohne dass ich es wirklich mitbekam. Aber wieder war es die Übelkeit, die mich frühmorgens weckte. Ich wiederholte meine improvisierte Therapie und schief wieder ein. Tags darauf fühlte ich mich wie reingewaschen von einem Teil meiner Müdigkeit. Regeneriert. Ich stand auf, um mir eine

Tasse Tee zu machen, bekam ihn aber nicht herunter, denn die Übelkeit setzte schon wieder ein. Ich fackelte nicht lange, drehte mir die nächste "Therapie-Zigarette" und legte mich wieder schlafen. Als ich am späten Vormittag dem Krankenpfleger die Tür öffnete, der mir am Tag nach der Chemo immer eine Spritze gab, sagte er grinsend: "Sie sehen heute besser aus." Ich antwortete, dass ich mich wirklich besser fühle, ließ mich aber nicht weiter über die Gründe aus.



Keine Schlafmittel, Angstlöser und Schmerzmittel mehr

Ich legte mich wieder schlafen und harrte schon der schmerzhaften Symptome, die sich üblicherweise in den Stunden nach der Infusion einstellten. Aber schon bald ging dieser fixe Gedanke im Wirbel unter. Erst Stunden später wurde mir klar: Ich hatte keine Schmerzen. Auch 48 Stunden nach der Chemo war die positive Wirkung noch spürbar. Ich hatte keine Schmerzmittel, Angstlöser, Schlafmittel und Medikamente gegen Brechreiz mehr genommen. Trotzdem ging es mir wesentlich besser. Ich schlief, aß (ein bisschen!), döste vor mich hin. Gut, ich schaffte es nicht, mich auf ein halbwegs seriöses Buch oder einen anspruchsvolleren Film zu konzentrieren. Aber das hatte ich auch schon in den Wochen davor nicht gekonnt. Der jetzige Grund dafür war ein ganz anderer: Es lag nicht mehr an Unwohlsein, Müdigkeit und Schmerzen, sondern an Tagträumereien, von denen ich mich treiben ließ.